



Der  
Herrscher  
der  
Schatten

Kristofer Hellmann





Copyright © 2021 by Kristofer Hellmann  
veröffentlicht im Skrypteum-Verlag  
Umschlaggestaltung: Kristofer Hellmann  
unter der Verwendung eines Motivs von

© Ria Brillowski

Karten: Kristofer Hellmann

Satz: Kristofer Hellmann

Alle Rechte vorbehalten

Liebe Leserin,  
lieber Leser,

auf den ersten Blick ist erkennbar, dass an diesem Band einiges anders ist als an den vorherigen. Und wer mich kennt, der weiß, dass ich als Leser selbst Romanreihen gern in einheitlicher Aufmachung in meinem Bücherregal stehen sehe.

Der Grund für die zahlreichen Änderungen am Äußeren dieses Buches ist sein Erscheinen im SkrypteUM. Bei einigen Elementen, wie dem Format und Einband (vielleicht die auffälligste Änderungen für alle, die die gedruckte Ausgabe in Händen halten), war es schlichtweg technisch nicht möglich, die bisherige Linie weiter zu verfolgen. Andere Dinge, insbesondere der künstlerische Aspekt, sind dem Geist des SkrypteUM geschuldet.

Für einen tieferen Einblick in die »Philosophie« dieses Verlags verweise ich auf [www.kristoferhellmann.de/skrypteum](http://www.kristoferhellmann.de/skrypteum). An dieser Stelle soll genügen, dass der SkrypteUM-Verlag es sich zum Ziel setzt, Bücher zu produzieren, die in den Augen der Beteiligten *schön* sind. Die Kunst steht im Mittelpunkt, und dazu gehört auch die Verknüpfung von Inhalt, Einband und allen anderen Teilen, die dazugehören. In diesem Sinne kann ich dich beruhigen, solltest du wie ich zu den Liebhabern einheitlicher Reihenaufmachungen gehören. Denn wie die Liebe zum Detail bei jedem einzelnen Titel, so wird auch die Harmonie in der Gestaltung der kompletten Reihe von jetzt an eine völlig neue Stufe erreichen. Lass dich überraschen!

Übrigens: Der Inhalt dieses Buches ist von den Änderungen der Äußerlichkeiten in keiner Weise betroffen. Ich wünsche dir daher weiterhin viel Spaß auf deiner Reise entlang des Nebelpfades.

Allzeit sicheren Tritt und viele Rosen am Wegesrand wünscht dir

*Kristofer Hellmann, August 2021*





DER  
HERRSCHER  
DER  
SCHATTEN

DIE ZEITENSTRAHL-SAGA  
BAND 5

Der Himmel über Sernyskal wurde von dunklen Wolken verhüllt, die sich bis zu den Bergen und weit hinaus auf das Meer erstreckten. Der Kewarth schritt zwischen den Ruinen hindurch und betrachtete die umliegenden Häuser, ließ seinen Blick über die Silhouette der Stadt schweifen. Alles lag in Trümmern.

›Das Heim des Lichts‹ hatten sie Piodrim genannt. Nun war es wieder ein Hort der Dunkelheit, ein finsterner Abgrund, der in der Welt klaffte wie eine eitrige Wunde. Selten zuvor hatte er etwas so Schönes gesehen.

Er machte eine kleine Geste mit der Hand, kaum mehr als ein Zucken mit den Fingern. Rings umher grollte Donner, so laut, dass es in den Ohren schmerzte. Die Thairesh um ihn herum zuckten angstvoll zusammen. Kein Blitz erhellte die Finsternis.

Narebak lächelte.

So weit er blicken konnte, breiteten sich Ruinen aus. Nahezu jedes Gebäude war bis auf die Grundmauern zerstört. Er blickte die breite Hauptstraße hinauf, wo in einiger Entfernung jener Platz war, auf dem der Pannas Ilath gestanden hatte. Der Turm des Lichts, auf dessen Spitze der leuchtende Kristall befestigt worden war.

Der Turm war in der Dunkelheit nicht mehr zu sehen. Er lag zerschmettert und zerstört am Boden – so wie dieses ganze verdammte Land.

Ja, der Kewarth war zufrieden mit seinem Werk. Bis auf eine Kleinigkeit war alles nach Plan verlaufen – und diese Kleinigkeit stellte nur eine Verzögerung dar, einen unwichtigen Zwischenfall. Was bedeutete schon eine Hülle?

Er hatte seine Feinde bezwungen. Die Linie Ambar Felartharesh‘ war erloschen. Die Brut Aliénna Aeglisennas war tot. Seine Rache gedieh.

Narebak verharrte, als sich ihm eilige Schritte von hinten näherten. An den Rändern der Straße zwängten sich die Horden der Thairesh. Ghoule, Banshees, Aiva, Lich, wandelnde Skelette, sie alle kauerten dort, zu ängstlich, um sich ihm zu nähern. Und doch suchten sie seine Gegenwart. Wieder verzog ein Lächeln das hässliche, verzerrte Gesicht eines uralten Mannes.

Die Schritte verharrten in respektvollem Abstand. »Meister?«, hauchte eine Stimme vorsichtig.

Er drehte sich um. Dort stand Baccha, und hinter ihr drei Lich. Die

Anaiva hatte sich ihrer Verkleidung entledigt und die abstoßende Form einer hochgewachsenen jungen Frau angenommen, deren Hautfarbe von einem widerwärtigen Blau war und deren Augen schwarzen Abgründen glichen. Ihr Kopf war kahl, und so wirkten die spitzen Ohren, die sie als Hohn an die Elda trug, groß und irgendwie fehl am Platz. Als Kleidung trug sie einen Panzer aus Leder und Stahl, der ihre weibliche Erscheinung betonte und mit Knochen und Hautfetzen geschmückt war. Vergessen in ihrem Arm hing eine verbrannte Puppe, von der nur noch der Rumpf, der kahle Kopf und ein herunterhängender Arm vorhanden waren.

»Ja, Baccha?«, richtete er das Wort an sie. Seine Stimme war heiser und rau.

»Wir haben sie gefunden«, berichtete die Anaiva nicht ohne Stolz. »Die Gebeine der letzten beiden Deamori.«

Auf ein Zeichen hin traten die Lich vor, in den Händen hielten sie zerlumpte, verdreckte Bündel, aus denen Knochen ragten. Narebak ging auf sie zu, fuhr mit der Hand über den grünen Stoff und dann weiter zu dem schwarzen. Darin versenkte er seine Hand und holte einen bleichen, nackten Schädel hervor. Er hielt ihn vor sich und starrte fest in die leeren Augenlöcher. »Sei mir gegrüßt, Feyilar.«

Er sah zu dem anderen Bündel und sein Lächeln wurde breiter.

»Wo habt ihr sie gefunden?«, fragte er mäßig interessiert, während er auch den anderen Schädel freilegte.

»Sie wurden im Herzland verscharrt«, berichtete Baccha mit einer Verbeugung. »So, wie Ihr es sagtet. Nahe des Portals bei den Quellbergen. Sie waren nur in diese Lumpen gewickelt, keine Grabsteine. Daher hat es gedauert, bis ...«

»Bringt sie zum Hafen«, befahl Narebak, den die Erklärung langweilte, und gab den Schädel zurück. »Zum Siegel. Bereitet alles für die Beschwörung vor.«

Baccha und die Lich verbeugten sich und zogen sich dann zurück. Narebak ließ seinen Blick über die versammelten Thairesh gleiten, und dann wieder über die in Trümmern liegende Stadt. Zuletzt betrachtete er den schwarzen Himmel. All das war sein Werk. All das hatte er vollbracht.

»Ich allein bin der Herrscher der Schatten«, zischte er.

## 12. Niliello 2Ä2011

Eine gewaltige Macht durchfuhr die Erde, ließ sie erzittern, beben, bersten. Es war eine Macht, stark genug, um Welten umherzuschleudern wie Kieselsteine, sie selbst durch die Zeit zu katapultieren, und schließlich mit einem lauten Knall zusammenzuschmettern.

Die Welten stürzten ineinander. Und mit ihnen alles, was sich auf, unter und in ihnen befand. Vieles, was einst verloren gegangen war, kam zurück. Manches nicht.

Er blinzelte in der Dunkelheit.

Lange war er gelähmt gewesen. Gefangen, eingemauert in der Welt, begraben von Kontinenten. Er hatte sich gefühlt wie tot, doch nun wurde er von der Macht zweier Welten aus seinem Kerker, seinem Grab gerissen.

Er *erwachte*.

So lange war er gefangen gewesen! Was in dieser Zeit in der Welt geschehen war, konnte er nur am Rande erahnen. Hatte sie sich sehr verändert? Würde er sie wiedererkennen? Und würde die Welt *ihn* erkennen?

Er wusste, dass über zwei Jahrtausende vergangen waren. Und er wusste, was mit seinen Brüdern geschehen war. Einer war von einem Drychen getötet worden. Ein anderer von einem Menschenmädchen. Einen hatte dieses Beben aus seinem Versteck geschleudert, wo das Sonnenlicht ihn getötet hatte, noch ehe er wieder zu Bewusstsein gekommen war. Ein ruhiger, gnädiger Tod. *Sie hat es verdient*, dachte er.

Und zwei seiner Brüder hatten sich gegenseitig das Leben genommen.

Doch er war nun zurück. Was auch immer geschehen war, er selbst war davon nicht betroffen. Die Welten mochten zerbrochen und wieder zusammengestürzt sein, Kriege mochten sie verwüstet und ausgelaugt haben. Doch er, Gnogok, der Delrohith der Dhasamori, die die Menschen nur ›Thraks‹ nannten, hatte aus all dem keinen Schaden davongetragen. Die Kontinente, die auf ihm geruht hatten, waren fort. Er war frei. Nach Jahrtausenden der Gefangenschaft.

Gnogok hatte viel Zeit gehabt, um darüber nachzudenken, was er bei seiner Rückkehr tun würde. Jetzt war es soweit. Er würde handeln. Er würde seine Brüder rächen. Das Blut würde in Strömen fließen und zahllose würden darin ertrinken.

Gnogok erhob sich und ging dann in eine bestimmte Richtung los. »Brüder«, flüsterte er. »Lebt wohl.«



Adogens Tränen brannten auf seiner Haut, die sich wegen der eisigen Temperaturen der Südberge bereits wie tot anfühlte. Aber er konnte sie nicht stoppen. Wie lange saß er nun schon hier? Eine lange Zeit.

Mit zitternden Finger strich er über Emeldas Hand. Ihr Körper war steif gefroren, eine mit Eis überzogene Statue mitten in der weißen Wüste. Der Sturm wirbelte dicke Schneeflocken um sie herum und riss so stark an Adogens grauem Mantel, dass es ihm die Luft raubte.

Emelda starrte auf einen unsichtbaren Punkt auf dem Boden knapp vor sich, ihre Augen nur halb geöffnet. Als würde sie vor sich hin träumen.

Adogen schluchzte; der Wind raubte das Geräusch und trug es weit fort. *Wieso nur?!*

Sie hatten sich alle geirrt! Es war nie um ihn gegangen. Nicht einen Augenblick lang. Nicht ihn hatte Isenth aus Sernyskal holen sollen. Nicht er hatte in die Totenstadt unter Álimos klettern sollen, nicht er war es, der nicht nach Hause zurückkehren durfte. Nicht ihm würde man auf dem Weg auflauern, um ihn zu töten.

Es war Emelda. Sie war es immer gewesen.

Die ganze Zeit war es nur um sie gegangen. Aber die, die sie hatten retten sollen, waren wie blind dem erstbesten Menschen hinterhergerannt, den sie fanden! Weise Elda, tausende Jahre alt – und dann unterlief ihnen solch ein Fehler! Damit hatten sie sie getötet.

Durch den Nebel seiner Tränen und seiner Trauer konnte Adogen gerade noch begreifen, dass Emelda nicht die kleinste Verletzung erlitten hatte. Wie ein Reisender, der sich ans Lagerfeuer setzte, saß sie mitten im Nirgendwo im kniehohen Schnee.

Doch er wusste genau, dass sie nicht erfroren war, auch wenn ihre Kleidung nicht für die eisige Kälte geeignet war.

## 12. Niliello 2Ä2011

*Der Wind muss ihren Mantel fortgeweht haben.* Er wusste nicht, wieso ihm dieser Gedanke kam.

Nein, irgendetwas anderes hatte sie umgebracht, das war sicher. Und egal. So völlig egal! Sie war tot und das nur wegen der Dummheit einiger Männer, die sich für klug hielten.

Adogen versuchte, sich die Tränen vom Gesicht zu wischen, doch es kamen augenblicklich neue nach. So, wie der Sturm immer neuen Schnee heranschaffte, um Emelda zu begraben. An ihrem Rücken hatte sich bereits eine Schneewehe gebildet. Bald würden die weißen Kristalle sie zudecken. Dann wäre sie vor der Welt geschützt.

Hinter Adogen bewegte sich etwas. Ein Mann. Er war kurz nach Adogen hier angekommen und seitdem nicht wieder gegangen. Er harrete mit ihm aus, doch er tat nichts.

»Die Kälte wird dich noch töten«, hatte der Mann gesagt.

*Soll sie doch! Soll die Kälte mich töten oder er, es ist mir völlig egal.*

Nun trat der andere einen Schritt näher. Der Schnee knirschte so leise, dass Adogen es fast nicht hören konnte. »Endlich habe ich dich gefunden.«

Adogen drehte sich nicht um. Es interessierte ihn nicht, wer ihn ›endlich‹ gefunden hatte. Höchstwahrscheinlich hatte dieser Jemand nicht einmal ihn gesucht, sondern Emelda – und wusste es nur noch nicht!

*Nur zu, dachte er. Halte mich für den Erben irgendeines Mannes, der schon lange tot ist. Halte mich für den, den du suchst, und töte mich.* Adogen konnte einfach nicht mehr weiter. Er hatte alles verloren, das er je geliebt hatte. Seine Heimat in Bostorad, die Graumäntel, die ihm wie eine Familie gewesen waren, Emelda ...

»Adogen, habe ich recht?«, fragte der Jemand vorsichtig und legte ihm die Hand auf die Schulter.

»Verschwindet«, entgegnete er ohne sich umzudrehen. Seine Stimme hörte sich weit weinerlicher an, als er geglaubt hatte.

»Vielleicht tröstet es dich, wenn ich dir sage, dass sie mit ihren letzten Gedanken bei dir war?«

»Woher wollt Ihr das wissen?«, zischte Adogen und wandte sich nun doch um.

Vor ihm stand der Mann mit den langen blonden Haaren, der ihn damals im Gasthaus in Echrako beobachtet hatte. Die zweckmäßige waldgrüne Kleidung hatte er gegen ein edleres, dunkles Gewand getauscht. Der Wind zerrte an ihm, doch das schien ihm überhaupt

nichts auszumachen. Seine blauen Augen waren klar wie der weite Sommerhimmel.

Der Mann beugte sich zu Emelda hinunter und zog etwas mit spitzen Fingern aus ihrer Hand. Es war ein winziger Kranz aus zerquetschten Blumen. Der Kranz, den ihr eine Frau in Picaz nach diesem merkwürdigen Fest gegeben hatte.

»Weißt du, was es damit auf sich hat?«, fragte der Mann mit sanfter Stimme, die mühelos den Wind übertönte. Er reichte Adogen das Knäuel. Der schüttelte träge den Kopf. Hatte sie wirklich an ihn gedacht, als sie ...

»Ich erzähle es dir«, schlug der Fremde vor. »Doch zunächst sollten wir fort von hier.«

»Ich gehe nirgendwo hin«, beschloss Adogen.

»Sei nicht albern.«

»Verschwindet!«

»Wieso willst du hier dein Leben lassen?«, fragte der Mann direkt. »Wieso auf diese Weise? Das bringt sie nicht zurück.«

»Ich bin es ihr schuldig«, antwortete Adogen leise. Sie hatte an ihn gedacht ...

»Du bist zu wichtig für das hier. Dir ist ein größeres Schicksal bestimmt.«

Adogen stieß ein sarkastisches Lachen aus und wischte sich die gefrorenen Tränen vom Gesicht. »Habt Ihr die Neuigkeiten noch nicht gehört? *Sie* ist es, die die Leute aus Álimos suchten! *Sie* ist es, deren Leben so wertvoll ist!« *So wertvoll* war ...

»Ich kenne etwa einhundert Wölfe, die allein dich jagen.«

»Sollen sie nur kommen! Ich bin hier.« Sollten sie über ihn herfallen. Sollten sie ihn zerreißen und einen riesigen Kauknochen aus ihm machen. Was bedeutete das schon?

»Adogen, glaub mir«, flehte der Fremde. »Du bist mehr als das! Du bist wichtiger, als selbst die Tiefelda ahnen!«

Adogen schnaubte.

Der Mann seufzte und legte ihm erneut die Hand auf die Schulter. Dann veränderte sich sein Griff. Seine Finger glitten hinauf und fanden Adogens Schläfen. Der wollte sie abschütteln, aufspringen, den Fremden fortjagen, doch im selben Moment durchzuckte ihn so etwas wie ein Blitz. Seine Sicht trübte sich und die Welt kippte zur Seite.

»Es tut mir Leid, mein Freund«, sagte die Stimme des Fremden weit entfernt, während Adogen in den Schnee sank.



Sein ganzes Leben lang hatte Dunolf Menschen gejagt. Im Alter von zwanzig Jahren war er der Stadtwache von Ler-Aras beigetreten und hatte dort seine Tage damit verbracht, Laden- und Taschendiebe durch die Straßen und Gassen zu hetzen, Hehler hochzunehmen und Banden zu zerschlagen. Nur wenige Jahre später hatte er die Wache dann verlassen und damit begonnen, auf eigene Faust das zu tun, worin er mittlerweile genug Übung hatte: Menschen zu jagen.

Er hatte genug davon gehabt, dass die Stadtwache nur noch ihre Arbeit tat, anstatt aus Überzeugung für Recht und Ordnung zu sorgen. So hatte er wie einer der Söldner, von denen Nyss überquoll, Aufträge entgegengenommen und diese gegen Bezahlung ausgeführt. Er hatte entführte Personen befreit, Mörder gefasst und den einen oder anderen Möchtegern-Magier davon abgehalten, eine Jungfrau für ein schattenhaftes Ritual zu opfern.

Kurz: Er hatte Erfahrung darin, Leuten anhand ihrer Spuren zu folgen und sie festzusetzen. Über zwanzig Jahre Erfahrung!

Und nun scheiterte er an einem achtjährigen Mädchen.

Eher durch Zufall war er in diese Sache hineingeraten. Nach dem gewaltigen Beben war einiges drunter und drüber gegangen und so hatte er sich irgendwann in einer heruntergekommenen Taverne wiedergefunden. Nur wenige Stunden später war Friggorfs Bande aufgetaucht, hatte alles kurz und klein geschlagen und die beiden Töchter des Wirtes, die Zwillinge Sinna und Nyna, entführt.

Dunolf war schon öfter mit Friggorf aneinander geraten. Dass dieser nun kleine Mädchen entführte, trieb ihn zur Weißglut. Also nahm er die Verfolgung auf, unterstützt von einem Mann, den alle nur Klaue nannten und der als Schiffskapitän irgendwo zwischen Piraterie, Schmuggel und zumindest *teilweise* legaler Arbeit sein Dasein gefristet hatte. Bis das Beben und das Verschwinden des Meeres ihn seiner Lebensgrundlage beraubten. In Klaues Kielwasser folgte Galry, ein junger Mann und Klaues erster Maat.

Zu dritt suchten sie Friggorf, der wie vom Erdboden verschluckt war. Als die Zeit knapp wurde und der Vater der Mädchen noch dazu den ihm von Friggorf zugefügten Wunden erlag, setzte Dunolf alles auf eine Karte. Er nutzte Klaues Verzweiflung und Kaltblütigkeit und drehte alles so, dass dieser gar nicht anders konnte, als ihn an Friggorf

zu verraten.

So gelangte er direkt zu den Mädchen. Allerdings erwies sich die Flucht als schwierig. Im Kerker 'Ler-Aras' hatte Friggorf die Bekanntschaft mit Jerion gemacht, einem Gulgoghambeter, den Dunolf schon etliche Male eingesperrt hatte. Die Mädchen sollten ihm als Opfer für ein Ritual dienen, mit denen Jerion den Weltzerstörer Ctuel zu befreien versuchte.

Um das Ritual selbst hatte sich Dunolf zu keinem Zeitpunkt Sorgen gemacht. Überall in Nyss gab es verrückte, die sich für Magier hielten und Kewarhi oder Gulgogh anriefen. Und obwohl er an der Macht der Zauber und Rituale keineswegs zweifelte, so glaubte Dunolf doch nicht, dass es einem Menschen möglich war, die nötigen magischen Kräfte aufzubringen, die zu ihrer Erfüllung nötig waren.

Nein, er hatte nie befürchtet, dass Ctuel wirklich befreit werden würde. Doch ob das Ritual gelang oder nicht, hatte selten einen Einfluss darauf, ob das benutzte Opfer überlebte.

Jerion hatte Sinna als Opfer erwählt.

Und obwohl sich Klaue und Galry besonnen, Friggorf getötet und den Gefangenen zur Hilfe geeilt waren, waren sie doch zu spät gekommen. Der Leichenschänder Jerion hatte bereits mit dem Ritual begonnen.

Zwar konnten sie Sinna befreien, bevor er ihr Leben nehmen konnte, doch der Schaden war bereits angerichtet.

Noch immer sah Dunolf dieses Bild vor sich, wenn er die Augen schloss: Dieses kleine, unschuldige Mädchen, das nackt und mit schwankenden Schritten auf ihn zu taumelte, ohne ihre Umgebung überhaupt wahrzunehmen. Und ihr Rücken! Mit einer scharfen Klinge waren ihr magische Zeichen eingeritzt worden, von denen das Blut heruntertroff.

Jerion hatte bekommen, was er verdiente. Doch Sinna sprach seitdem kein Wort mehr.

Die Flucht aus Baldreufs Wäsche war der passende Abschluss von Dunolfs halbgenauen Befreiungsplan. Ja, er hatte die Mädchen befreien können, doch Sinna musste Udenkbares durchgestanden haben in dieser kleinen Kammer voller Kerzen und Bannkreise. Ja, sie waren aus Baldreufs Wäsche entkommen. Doch Klaue hatte dafür mit seinem Bein bezahlt, als einer von Friggorfs Leuten ihnen mit einer Axt erwischt hatte.

Wie es dem Kapitän jetzt ging, wusste Dunolf nicht. Sie waren der

## 12. Niliello 2Ä2011

Alten Waldstraße nach Süden gefolgt, stets auf der Hut vor Verfolgern. Doch gerade, als ein Gasthaus in Sicht gekommen war, war etwas mit Sinna geschehen. Das Mädchen war wie angewurzelt stehengeblieben. Wenn Dunolf sich jetzt zurückerinnerte, glaubte er, dass sie auf etwas gelauscht hatte.

Dann lief sie davon. Sie war zwischen den Bäumen verschwunden und geradewegs auf diese Ballung von schwarzen Gewitterwolken weit im Westen zugestürmt.

Dunolf folgte ihr und hatte Galry und Nyna aufgetragen, weiter zum Gasthaus zu gehen, dort höchstens eine Nacht auf ihn zu warten und ihn ansonsten in Echrako zu treffen. Auf keinen Fall durften sie riskieren, von Friggorfs rachsüchtiger Bande eingeholt zu werden!

Dieser Moment war jetzt drei Tage her.

Der Alte Wald war dicht und dunkel, daher hatte Dunolf durchaus damit gerechnet, Sinna erst nach Stunden wieder einzufangen. Das kleine Mädchen war schnell und kam wesentlich leichter durch das Unterholz als ein fünfundvierzigjähriger Mann. Allerdings hatte er nicht damit gerechnet, dass sie *so* schnell war! Nach allem, was ihr zugestoßen war und in Anbetracht der Tatsache, dass sie die letzten Tage nicht geschlafen hatte, sollte sie mit ihren Kräften längst am Ende sein. Aber so war es nicht.

Dunolf war ihr einige Stunden lang durch den nächtlichen Wald gefolgt, immer dem Geräusch knackender Äste und gelegentlicher Schreie nach. Zwei Mal hatte er sie eingeholt, doch beide Male hatte er sich nicht näher gewagt.

Sinna war zusammengebrochen, hatte sich auf dem Boden gewunden und um sich geschlagen, geschrien und gestrampelt. Dem Schnüffler war es eiskalt den Rücken heruntergelaufen. Dann, völlig unvermittelt, sprang das Mädchen wieder auf und lief weiter. Immer weiter nach Westen. Zweifellos war es nur ein Zufall, dass sich dort auch diese Wolken befanden. Nervös machte es ihn trotzdem.

Die letzte Nacht hatte Dunolf vor einer Höhle verbracht, die sich zwischen den Bäumen wie ein gähnendes Maul auftat. Sinnas Spur hatte geradewegs dort hineingeführt. Er hatte nichts zum Feuermachen dabei und bereits nach wenigen Schritten in die Finsternis hinein waren ihm Schreie entgegengehallt, die mehr Ähnlichkeit mit einem wilden Tier als mit einem achtjährigen Mädchen hatten.

Also hatte er seinen Posten vor der Höhle bezogen. Wie immer hatte Dunolf einen Plan: Er wollte Sinna schnappen, sobald sie aus der

Höhle kam. Zweifellos wäre sie erneut mit dieser für ihre Verfassung unnatürlichen Geschwindigkeit herausgestürmt. Aber nach einer dreitägigen Jagd hatte er seine Zaghafte abgelegt. Dunolf hätte sich auf sie gestürzt und sie mit seinem Gewicht zu Boden gedrückt, ihre Hände festgehalten und gewartet, bis sie sich beruhigte. Auch auf die Gefahr hin, dass er ihr wehtat und die Wunden auf ihrem Rücken wieder aufrissen.

Am nächsten Morgen, nachdem er die ganze Nacht über dem unverständlichen Gestammel aus der Höhle gelauscht hatte, war das Mädchen herausgespritzt wie eine wütende Hornisse. Dunolf reagierte sofort, aber Sinna stieß ihn einfach davon. Ihre Raserei verlieh dem Mädchen erstaunliche Kräfte.

*Damit hätte ich rechnen müssen*, warf sich Dunolf zum wiederholten Mal vor.

Also ging die Jagd weiter. Immer weiter nach Westen.

Galry, Nyna und der bewusstlose Klaue hatten das Gasthaus an der Straße gewiss längst verlassen und mussten bereits auf halbem Weg nach Echrako sein. Dunolfs Sorgen nahmen zu. Nicht nur, weil Sinna und er sich immer weiter den Wolken näherten und das Tageslicht mit jeder Meile kraftloser wurde. Er war sich auch nicht sicher, wie lange Galry in Echrako auf sie warten würde. Es wäre am klügsten, wenn er so schnell wie möglich wieder abreiste, um Friggorfs kopflose Bande abzuschütteln. Nur wie sollte Dunolf ihm dann folgen? Echrako lag im Zentrum Nyss', man konnte sich überallhin wenden.

*Und wie soll ich sie jemals einholen, falls Sinna sich nicht beruhigt?*, fragte er sich, während er sich durch ein Gestrüpp schlug. *Ich kann nicht den ganzen Weg nach Echrako mit einem schreienden Mädchen unterm Arm zurücklegen.*

Doch darüber sollte er nachdenken, wenn es soweit war. Das Wichtigste war, Sinna einzuholen. Dunolf hatte dem Vater, dessen Namen er nie erfahren hatte, versprochen, sich um seine Mädchen zu kümmern. Sie in Sicherheit zu bringen. Und das würde er auch tun!



Tausende Jahre weilte Valaith nun schon auf dieser Welt. Es hatte eine Zeit gegeben, da hatte er geglaubt, nichts könne ihn mehr überraschen und es gäbe nichts mehr zu lernen. Doch so lange sich die

## 12. Niliello 2Ä2011

Welt drehte, würde es auch immer etwas Neues geben. Und wenn es nur der nächste Morgen war.

Valaith war einst ein Mensch gewesen und dann zum ersten der Valaiden geworden. ›Wolfsmenschen‹ hatte man sie genannt. Hadesas Meisterwerke. Die perfekten Jäger.

Ewige Zeiten lang hatte er sich mit seinem Erzfeind, der Riesenfledermaus Aith, dem Dunklen der Tierreiche, nie enden wollende Kämpfe in einer Höhle in den Rion Pio geliefert. Die Menschen der Berge hatten die Höhle aufgrund ihres Aussehens und der Geräusche, die die Kontrahenten verursachten, das ›Höllentor‹ genannt. Als dann das gewaltige Beben die Welt erschütterte, brach das Höllentor auf wie ein rohes Ei, das zu Boden fiel. Valaith und Aith wurden herausgeschleudert.

Was aus der Fledermaus geworden war, wusste Valaith nicht. Er hatte sein Gespür für die anderen Dunklen verloren. Zusammen mit dem Großteil seiner Kräfte.

Er war nicht länger ein Valaid, er war nur noch ein Mensch. Obwohl tausende Jahre alt, sah er in dem polierten Kupferspiegel einen hochgewachsenen, muskulösen Mann von um die fünfzig Jahre. Vielleicht etwas mehr. Da war ergrautes Haar, das er kinnlang und zurückgebunden trug, wie er es als jüngerer Mann getan hatte. Seine Hände waren kraftvoll, seine Reflexe schnell, wenn auch nicht mehr so schnell wie früher. Valaith machte sich nichts vor: Er hatte seinen Höhepunkt längst überschritten. Doch am Boden war er deswegen noch lange nicht. Selbst jetzt war er noch stärker und schneller als die meisten Menschen in ihren besten Jahren.

Die Kräfte, die er als Delrohith besessen hatte, waren ebenfalls fort. Er konnte seine Brüder nicht länger spüren, nicht länger die Schattenmagie nutzen, die es ihm gestattet hatte, die Seele und den Geist seines Feindes direkt anzugreifen. Und er besaß nicht länger das Lassefar, jene Macht, die seine Augen schwarz färbte und ihn die magische Aura jedes Lebewesens sehen ließ.

Und die Unsterblichkeit, die ihn vor jedem Tod außer jenem, der im Tandelrohith als ›Blinder Fleck‹ bezeichnet wurde, schützte, wohnte ihm wohl auch nicht mehr inne.

In dem rötlichen Spiegel sah er nur einen Menschen. Nur eines unterschied ihn von den Sterblichen: Seine Augen. Er wusste nicht mehr, wie seine Augen vor seiner Verwandlung zum Valaiden ausgesehen hatten, doch sicher war die Iris nicht so tiefblau gewesen.

*Wolfsaugen.*

Er seufzte, wandte sich von dem Spiegel ab und band seinen Gürtel.

Der Grund, warum er seine Kräfte verloren hatte, war denkbar simpel: Er besaß nicht länger sein Derefin, das goldene, augenförmige Amulett. Er hatte es für eine Gabe, ein Geschenk gehalten, doch es war ein Fluch. Narebak hatte es ihm und seinen Brüdern gegeben und sie hatten es als eine Gunst betrachtet. Dabei waren sie nur benutzt worden!

Das Derefin hatte sie geschützt und ihnen die Kräfte der Dunklen geschenkt. Doch gleichzeitig hatte es ihnen auch alle Kräfte genommen, ohne dass sie es bemerkten. Das Derefin hatte ihm jene Hälfte seiner Seele, die der Wolf bildete, einfach aus dem Körper gesogen wie ein Egel. Als er während des Bebens das Amulett verlor, verlor er auch alle Kräfte.

Und dann hatte man ihn bestohlen. Als ihn der junge Mann namens Tachtakl in den Schneebeben der Rion Pio gefunden und ihn gesundgepflegt hatte, war Valaith unendlich dankbar gewesen. Er hatte geglaubt, das Amulett schlicht verloren zu haben. In Wahrheit hatte Tachtakl es genommen. Er hatte es gestohlen, es angelegt und die Macht eines Valaiden erhalten. Als Wolfsmensch war er nachts durch Picaz gestreift und hatte getötet. Aus purer Blutgier getötet.

Als Valaith die Scheide des Schwertes Bregcheor, des Jagdzahns, über seinen Rücken legte, hoffte er inständig, dass Tachtakl nicht auch die Macht eines Delrohiths erhalten hatte.

Bregcheor war ihm von der Kewarth Hadesa persönlich überreicht worden, um den Valaiden, der ihr durch das Derefin von Narebak gestohlen worden war, zu jagen. Die Waffe war magisch. Welche Kräfte sie besaß, wusste Valaith noch nicht. Würde sie auch gegen einen Dunklen bestehen?

Er zog die Handschuhe aus weichem Leder über und überprüfte noch einmal seine Ausrüstung. Bregcheor, ein langes Bronzemesser, ein Beutel mit Vorräten, Baumwollhose und -hemd sowie ein dicker Mantel. Mehr besaß er nicht. Und selbst diese Dinge hatte er Toten abgenommen.

Sein erstes Aufeinandertreffen mit dem Valaiden Tachtakl war alles andere als gut verlaufen. Er hatte ihn im Schlafzimmer seiner Eltern gestellt, die er auf bestialische Weise zerfetzt hatte. Tachtakl hatte ihn weggefegt wie eine Fliege und war dann geflohen. Etwa eine Woche war das nun her. Ohne die Selbstheilungskräfte des Derefin brauchte

## 12. Niliello 2Ä2011

Valaith länger als früher, um sich zu erholen.

Dabei betrachtete er es noch immer als großes Glück, dass die Picen nicht ihm die beiden Morde anlasteten. Immerhin war er ein Fremder, der nicht einmal ihre Sprache sprach, und sie hatten ihn bewusstlos neben den Toten gefunden.

Die Picen waren klug genug zu erkennen, dass ein Mensch niemals solche Wunden verursachen konnte. Wunden, die sie kannten, denn immerhin hatte der Valaid schon zuvor zahlreiche Opfer zurückgelassen.

Nein, sie hatten ihn nicht verurteilt, nicht eingesperrt, nicht hingerichtet. Valaith hatte nicht einmal einen Richter oder den Häuptling zu Gesicht bekommen. Man hatte die Toten fortgeschafft, die Wohnung gereinigt und ihm – soweit er das Kauderwelsch hatte verstehen können – zur Verfügung gestellt.

Am liebsten wäre Valaith sofort aufgebrochen, um die Verfolgung aufzunehmen. Doch als Jäger wusste er auch, dass es keinen Sinn gehabt hätte. Er wäre langsam gewesen und zu schwach, um gegen Tachtakl bestehen zu können, sollte es zu einem Aufeinandertreffen kommen.

Also hatte er abgewartet und seine Bindung zur Natur neu geknüpft. Allein mit körperlicher Kraft konnte er gegen einen Valaiden nicht bestehen. Ein Magier war er ebenfalls nicht. Doch die Naturmagie wusste er noch zu nutzen, und diese unterschied sich grundlegend von jener, die die Magier der Elda anwendeten.

Vor zwei Tagen dann hatte man ihn unter wirrem Gefasel und ausladenden Gesten vor die Stadttore geschoben.

Picaz stand auf einem versteckten Plateau mitten in den Rion Pio. Hier bedeckte eine dünne Erdschicht den Fels, sodass es etwas Gras gab. Auf der Südseite waren breite Stufen in den abfallenden Hang geschlagen worden, wo die Picen einige Felder bewirtschafteten. Die hohen Berge ringsum hielten Schnee und Wind fern und die Sonne konnte das Plateau so weit erhitzen, dass hier nur selten Schnee lag.

Beschützt wurden die Zugänge zu diesem Ort von den Arimaspen. Es waren große, bucklige Kreaturen, die optisch irgendwo zwischen einem Menschen und einem Morg angesiedelt waren. Sie trugen lediglich Lendenschurze, die Kälte der Berge schien ihnen nichts auszumachen. Von den Picen erhielten sie einfache Speere und Schwerter und hielten als Gegenleistung die Wölfe und Berglöwen fern. Niemand verstand die Sprache dieser Kreaturen, doch wusste

man sich mit Gesten und Geräuschen zu verständigen.

Die Arimaspen betraten Picaz nicht. Also führte man Valaith vor die niedrige Mauer, wo drei der breitschultrigen Wesen auf ihn warteten. Nach einigem Gestammel und durch die Hilfe rudernder Arme verstand Valaith, was man ihm sagen wollte: Die Arimaspen hatten gesehen, wie der Wolfsmensch das Plateau verlassen hatte. Sie hatten ihn in sicherem Abstand verfolgt und wussten, wohin er gegangen war. Und offenbar verstanden sowohl die Picen als auch die Arimaspen trotz der Sprachbarriere, dass Valaith diese Kreatur jagen und zur Strecke bringen wollte.

Die Arimaspen winkelten ihre Arme an, als wollten sie ihre Muskeln präsentieren. Sie umfassten ihre Oberarme und schlugen sich dann auf die Brust, den Blick fest auf ihn gerichtet. Sie wollten ihm helfen.

Also packte Valaith jetzt seine Sachen und raffte seine Vorräte zusammen.

Er sah sich ein letztes Mal in dem Haus um, in dem einst Nabochtetza, Quezafala und ihr Sohn Tachtakl gewohnt hatten. Er erinnerte sich an die Bestattung der beiden jüngsten Opfer des Valaiden. Er hatte ihr aus einiger Entfernung beigewohnt, denn die Totenzeremonie war etwas, bei dem die Picen keine Fremden duldeten.

Man hatte die Leichen noch während seiner Bewusstlosigkeit gewaschen und ihre Wunden verbunden. Nach Ablauf einer gewissen Frist waren sie dann in einer feierlichen Prozession aus der Stadt in die Berge getragen worden, wo entlang einer steilen Felswand kleine Höhlen in den Stein getrieben worden waren. Dort hatte man Nabochtetza und Quezafala, gekleidet in feine Gewänder, hineingesetzt und ihnen als Beigabe jene Dinge mitgegeben, die ihr alltägliches Leben bestimmt hatten: Kochlöffel und Schaufel, ein Beutel mit Getreide für die Feldarbeiterin Quezafala, einer mit Salz für Nabochtetza, und viele weitere Dinge. Dann verschloss man die Räume mit Steinen, über die dann Wasser gegossen wurde. So versiegelten jetzt Stein und Eis ihre letzte Ruhestätte.

Valaith trat vor die Tür. Die Luft war angenehm kühl und der Wind ließ ihn kurz erschauern, doch die Sonne war unglaublich warm. Er sah sich um. Die wenigen Fußgänger, die auf der ungepflasterten Straße unterwegs waren, beachteten ihn nicht.

*Was hast du erwartet?*, fragte er sich. *Eine Gasse aus applaudierenden Menschen?*

Er ging auf das Tor zu. Als er an den Menschen vorbei kam, nickten

### 13. Niliëlo 2Ä2011

sie ihm ernst zu und sagten etwas in dieser schnellen Sprache.

»Lebt wohl«, antwortete er stets ebenfalls nickend. »Es tut mir sehr leid.« Valaith wusste, dass nichts von all dem geschehen wäre, hätte Tachtakl ihn nicht gefunden und vor dem Kältetod bewahrt.

Er ließ Picaz hinter sich und hielt auf die westlichen Berge zu. Vor einem der Tunneleingänge warteten drei Arimaspen. Es mochten dieselben wie vor zwei Tagen sein oder andere, er konnte es nicht sagen. Die Kreaturen begrüßten ihn, indem sie eine Faust auf die Brust legten. Er erwiderte den Gruß und folgte ihnen in den Tunnel.

Auf der anderen Seite des gewundenen Ganges erwarteten ihn pfeifender Wind, hoher Schnee und Eiseskälte. Einer der Arimaspen deutete nach Westen, wo dunkle Wolken tief über dem Tal am Fuß der halbkreisförmigen Berge hingen. Valaith nickte und folgte seinen Führern hinaus in den Schnee.

### 13. Niliëlo 2Ä2011

Das Innere der Höhle war nahezu vollkommen schwarz, nur ein schwaches, zielloses Licht ließ das Wasser auf den Stalagmiten glitzern wie frischen Morgentau. Das flüsternde Tropfen war kaum zu hören – und doch schien es jedes Mal aufs Neue die Dunkelheit für einen kurzen Moment aufzuschrecken. Die Höhle umgarnte die dunklen Gestalten, die sich in ihr versammelt hatten, mit einer beruhigenden Melodie.

Alles war wie damals, als sie nach so langer Zeit endlich wieder erwacht waren. Doch heute waren sie nur zu fünft. Zwei Brüder hatten sie verloren, in solch kurzer Zeit. Ihre Speere, die Alkaraxe, staken nun weit über dieser Höhle im Boden des Altars Hadesas.

Die Götterjägerin hatte ihren Drychen eine neue Aufgabe auferlegt. Sie hatte zu einer neuen Jagd aufgerufen. Einer Jagd, wie es sie noch nie zuvor gegeben hatte: Die Kewarth hatte N'kat und die anderen beauftragt, Thairesh zu jagen.

Selbst durch die dicken Höhlenwände konnte er das Erstarken der Schatten spüren. Ihre dunkle, fremde Macht sickerte förmlich durch den Berg über ihm.

»Die Südberge sind gefallen«, erhob schließlich L'tel das Wort.

*Obwohl sie tapfer bis zum letzten Zwerg kämpften*, fügte N'kat in

Gedanken hinzu.

»Der Sichelturn ist zerstört«, sagte er laut. Als Festung eines Dunklen von einem Dunklen eingäschert.

»Bostorad liegt in Trümmern«, berichtete G'tar.

N'kat sah zu Boden. Selbst ein Ort, der so voller Geschichte war, hatte dem Malstrom der Welt nicht widerstehen können. Es erschien ihm wie eine bittere Ironie, dass dieses jahrhundertealte Ereignis seine Schatten bis auf den heutigen Tag legte.

»Sernyskal ist gefallen«, meldete L'gar unheilverkündend. Er war das inoffizielle Oberhaupt der Drychen und wie immer klang seine Stimme wie eine Anklage. »Das Heim des Lichts ist erneut zu einem Hort der Schatten geworden.«

»Auch der Nachtdorn ist gefallen«, fügte Y'dar hinzu. Seine Stimme verriet im Gegensatz zu L'gars keine Gefühlsregung

»Und Álimos.« N'vors Stimme zitterte kaum merkbar. Die Silberne Stadt war also schließlich doch noch in die Finsternis gestürzt.

»Wie auch der Blaufels.« N'kat dachte an die Bilder, die Hadesa ihnen an ihrem Altar gezeigt hatte. Daran, wie er das schwere Tor in Sekundenschnelle hatte altern sehen. Vor seinen Augen war es einfach zu Rost und Staub zerfallen.

Der Dryche musste zugeben, dass er es mit einer gewissen Genugtuung mitangesehen hatte. Es war die gerechte Strafe für den widerspenstigen König. Mit ihm und seinen Männern hätte D'yar die Dunklen schon damals, vor über zwanzig Jahren, vernichten können.

Doch dann hatte *ein* Zwerg die Pläne des Drychen durchkreuzt!

»Narebak ist zurück, meine Brüder.« L'gar sah jeden von ihnen im schwachen Licht an.

»Stärker als jemals zuvor«, ergänzte L'tel. »Weit mächtiger, als ...« Der Dryche verstummte, doch N'kat wusste genau, was er sich scheute zu sagen: *Mächtiger, als wir jemals für möglich gehalten hätten.*

»Eleragh hat aus seinen Fehlern gelernt«, warnte N'vor und benutzte den eldinen Namen des Kewarth. »Er geht bedachter vor als beim letzten Mal. Er hat weit mehr Verbündete um sich geschart.«

»Die Worte der Herrin Hadesa waren unmissverständlich«, sagte N'kat leise. »Sie hat uns beauftragt, Narebak und jeden, der ihm hilft, zu vernichten.«

Die beiden Kewarhi Narebak und Hadesa waren seit jeher verfeindet. Schon immer hatten sie sich bekriegt und ihre Schöpfungen aufeinander gehetzt. Und doch ... Die Drychen hatten damals mit

### 13. Niliello 2Ä2011

Hadesa einen Pakt geschlossen: Treue und Gehorsam im Tausch gegen die Macht, ihre Erzfeinde, die Dunklen, zu vernichten.

»Aber unsere heilige Aufgabe ist es, die Dunklen zu fällen, keine Thairesh!«, sprach Y'dar N'kats Gedanken aus.

Für einen Moment herrschte absolutes Schweigen, nur unterbrochen von dem schüchternen Tropfen. Die Drychen betrachteten diese Höhle als ihr Refugium, doch vor den Augen und Ohren Hadesas konnte sie sie nicht verbergen. Beinahe erwartete N'kat, dass sein Bruder seinen Widerspruch mit dem Leben bezahlte.

Doch die Höhle blieb dunkel und still.

»Die Dunklen wollen über die Welt herrschen.« L'gar und unterbrach das gespannte Schweigen mit fester Stimme. »Doch Narebak will sie zerstören.«

N'vor verstand, wie ihr Bruder Y'dar von der Notwendigkeit dieser Aufgabe zu überzeugen versuchte: »Wenn wir ihn nicht aufhalten, wird es keine Welt mehr geben, die wir vor den Delrohithi beschützen könnten.«



Er zitterte und ab und zu drang ein leises Stöhnen zwischen seinen aufgeplätzten Lippen hervor. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn und immer wieder warf er den Kopf von einer Seite zur anderen. Noch nie zuvor hatte Galry seinen Kapitän in solch einem Zustand gesehen. Und niemals hätte er für möglich gehalten, dass es überhaupt einmal dazu kommen würde.

Er nahm den Lappen und tauchte ihn in den Eimer mit Wasser, wrang ihn aus und tupfte damit Klaues Stirn ab. Seine Haut glühte förmlich.

Galry seufzte und wandte den Blick ab. Die kleine Kammer war im Halbdunkeln gehalten, es gab keine Fenster, nur ein kümmerlicher Kerzenstummel sorgte für etwas Licht. So sah der junge Mann immerhin nicht die uralten Flecken auf den Laken oder die Löcher, durch die das Stroh aus der Matratze quoll. Es war eine kümmerliche Absteige, in der sie untergekommen waren.

Sein ganzes Leben lang hatte Galry eigentlich nur auf dem Meer verbracht. Schon mit vier Jahren hatte er auf seinem ersten Schiff angeheuert. Er war so lang auf dem Meer gewesen, dass er manchmal

kaum das Gleichgewicht halten konnte, wenn er wieder festen Boden unter den Füßen hatte. Und heute, zwanzig Jahre, nachdem er seinen Fuß auf die ›Meerjungfrau‹ gesetzt hatte, fand er sich in einem unterdurchschnittlichen Gasthaus südlich des Alten Waldes wieder. Er hatte sich die Karte von Nyss ins Gedächtnis gerufen und war zu dem Schluss gekommen, dass es im ganzen Land wohl kaum einen Ort gab, der weiter vom Wasser entfernt war.

Allerdings hatte sich das Land verändert. Im Norden, bei Ler-Aras, gab es kein Meer mehr. Vielleicht war das also auch entlang der restlichen Küste so?

Noch einmal tupfte er Klaues Stirn ab. Seit sie Baldreufs Wäsche vor elf Tagen verlassen hatten, war er nicht mehr aufgewacht. Seit dem Moment, als Chefan ihm das linke Bein unterhalb des Knies mit einer Axt abgetrennt hatte.

Unvermittelt wurde die schmale Tür geöffnet. Die alten Scharniere kreischten und Holz schabte über Holz. Galry sprang auf und hatte sofort sein Messer in der Hand. Chefan war tot, doch der Rest von Friggors Bande war noch am Leben und sicherlich auf Rache aus. Immerhin hatte Klaue ihren Anführer getötet.

Doch dort in der Tür stand keiner der breitschultrigen Mörder und Banditen, sondern ein Mädchen von etwa acht Jahren, mit dünnen Armen, langem blondem Haar und grünen Augen, die viel zu traurig für ein Kind blickten.

Nyna verharrte in der Tür, zeigte jedoch keine Anzeichen von Schrecken.

»Tut mir leid«, murmelte Galry und steckte das Messer weg.

»Schon in Ordnung«, entgegnete sie. Es war nicht das erste Mal, dass er sie auf diese Art begrüßte.

»Hast du etwas bekommen?«, fragte er und setzte sich wieder neben das Bett.

»Ja.« Sie kam zu ihm und hielt ihm zwei Fläschchen und ein winziges Tongefäß entgegen. Galry nahm ihr die Dinge ab und öffnete sie nacheinander. Er war kein Heiler, doch gewisse Mittel konnte er am Geruch erkennen. Das eine Fläschchen enthielt irgendetwas gegen Fieber. Das war sehr gut. Und in dem Tongefäß befand sich eine Salbe, die Klaues Bein helfen konnte.

»Was ist das?«, fragte er und hielt das zweite Fläschchen hoch.

Nyna zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung. Ich habe es einfach mitgenommen.«

### 13. Niliello 2Ä2011

»Wir können ihm nicht irgendetwas einflößen, ohne zu wissen, was es ist!«

»Ich kann den Kerl da unten wohl kaum nach dem Inhalt der Dinge fragen, die ich ihm stehle!«

»Natürlich nicht. So habe ich das auch nicht gemeint. Es tut mir leid.« Er wusste zu schätzen, was Nyna für ihn und Klaue tat. Seit sie in dem Gasthaus angekommen waren, bestahl sie die anderen Gäste, damit sie ihr Zimmer und das Essen bezahlen konnten. Dass jetzt ein fahrender Heiler hier abstieg, war ein wahrer Glücksfall.

»Vielleicht können wir das Zeug irgendwann irgendwo verkaufen?«, schlug das Mädchen vor.

»Ja, vielleicht.«

»In Echrako gibt es viele Händler, habe ich gehört.« Sie setzte sich neben Galry auf den Boden.

Echrako. Selbst während des Bürgerkriegs in Nyss galt Echrako als sicherer Ort. Und als Hauptstadt des Handels. Eigentlich hatten Galry, Nyna und Klaue schon auf halbem Weg dorthin sein sollen. Als Dunolf sie verließ, um die fortlaufende Sinna einzufangen, hatte er ihnen eingeschärft, höchstens eine Nacht in dem nahen Gasthaus zu bleiben. Sollte er bis dahin nicht zurück sein, würden sie sich in Echrako treffen, damit Friggerfs Leute sie nicht einholten.

Das war jetzt vier Tage her.

Galry redete sich ein, dass sie Klaue in diesem Zustand nicht transportieren konnten, zumindest sein Fieber musste noch etwas sinken. Doch er wusste auch, dass der Kapitän ihm den Kopf waschen würde, wäre er bei Bewusstsein.

Aus dem Augenwinkel sah er zu Nyna, deren Blick ebenfalls auf Klaue ruhte. Er war jetzt für sie verantwortlich.

*Scheiße, dachte er, ich bin zu jung, um Vater für eine Vollwaise zu spielen, und mich dazu noch um einen Kranken zu kümmern!*

Dabei war Nyna so tapfer! Sie hatte ihren Vater verloren, war von Banditen entführt und eingesperrt worden. Ihre Schwester wurde einem mysteriösen Ritual unterzogen und war danach völlig verstört! Dieselbe Schwester war kurz darauf einfach fortgelaufen und jetzt kamen auch noch ein verkrüppelter und fiebriger Klaue und ein völlig überforderter Galry hinzu. Aber niemals beschwerte sie sich. Ja, Galry wollte sich nicht einmal vorstellen, wo er jetzt ohne ihre Hilfe wäre.

*Wahrscheinlich tot in einem Straßengraben.*

Der Wirt hatte sie zuerst gar nicht aufnehmen wollen. Ein junger,

zweilichtig aussehender Mann und ein Bewusstloser, dem ein halbes Bein fehlte, die mitten in der Nacht an seine Tür klopfen! Doch Nyna hatte alle Register gezogen, um den Mann zu erweichen. Er hatte ihnen zwar trotzdem nur diese winzige Kammer gegeben, doch das war besser als nichts. Vor allem deswegen, weil sie eigentlich kein Geld hatten. Nur die paar Münzen, die Galry und Nyna jeden Tag stahlen, hielten sie über Wasser.

»Er wird nicht wieder gesund, oder?«, fragte das Mädchen leise.

Galry sah sie an. »Doch, natürlich!«, winkte er ab. »Dieser Kerl hat schon weit Schlimmeres durchgestanden!«

»Wirklich?«

»Nun ja, nicht ganz«, gab er zu. »Aber er wird schon wieder!« Wem wollte er damit Mut machen, dem Mädchen oder sich selbst?

Nyna hob die Decke und legte Klaues Beine frei. Auf dem Verband war schon wieder ein großer Blutfleck zu sehen. »Wir müssen ihn neu verbinden, sonst entzündet sich die Wunde.«

»Ich mache das schon«, sagte Galry. »Du solltest dich etwas schlafen legen.« Er deutete auf das schmale Bett, das an der anderen Wand stand. Das Zimmer der drei hatte nur zwei Betten.

»Nein, ich helfe dir«, widersprach Nyna leise. »Kann eh nicht schlafen ...« In diesen Momenten bröckelte die Fassade des starken Mädchens. Galry wusste nur zu gut, dass in der Dunkelheit der Nacht die schlimmen Gedanken wie Monster unter dem Bett hervorkrochen. Als sie ihr Zimmer bezogen hatten, hatte er Nyna das zweite Bett geben wollen. Er war harte Schlafplätze gewohnt, der Boden hätte ihm gereicht. Doch das Mädchen bestand darauf, dass sie sich das Bett teilen.

Das war Galry zu Anfang mehr als unangenehm gewesen, als Matrose war er weibliche Nähe nicht gewohnt. Doch je länger er in Gesellschaft dieses Mädchens unterwegs war, umso mehr konnte er sich vorstellen, wie es sein musste, eine kleine Schwester zu haben.

In den Nächten schmiegte sich Nyna an ihn. Manchmal murmelte sie im Schlaf, doch er verstand nicht, was sie sagte. Immerhin schlief sie durch, im Gegensatz zu ihm.

*Wir halten uns gegenseitig aufrecht*, ging es ihm durch den Kopf, als er in ihre grünen Augen blickte.

»Also gut«, nickte er. »Gib mir die Verbände und halt das Tuch bereit.«